

Zeitschrift: Actio humana : das Abenteuer, Mensch zu sein
Band: 99 (1990)
Heft: 1

Artikel: Warum die Schallmauer nicht selber durchbrechen?
Autor: Greminger, Walter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-976080>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 07.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



WARUM DIE SCHALLMAUER NICHT SELBER DURCHBRECHEN?

«Der berühmte Generationenkonflikt ist wohl nicht zuletzt darauf zurückzuführen, dass wir die Persönlichkeitsrechte unserer Kinder nicht respektieren.» Der Autor mit seinem kleinen Freund Chuli, von dem er viel gelernt hat.

Es wird viel gesagt und viel geschrieben über das Altwerden in unserer Zeit. Und fast ausnahmslos Gutes, oft Bedenkenswertes und jedenfalls Gutgemeintes. Doch die tatsächlich Betroffenen, die Greisinnen und Greise, greifen nie oder höchst selten zur Feder. Warum auch, werden sich die einen sagen, und die andern, die vielleicht noch möchten, sind oder fühlen sich der dazu nötigen Fähigkeiten schon nicht mehr mächtig.

Daher für einmal die Gedanken eines Greises zu einigen Facetten des Altwerdens – einigen der unzähligen, die unsere Gesellschaft beschäftigen. Oh, gewiss: eines Greises. Es gehört zwar zur neu etablierten Kultur des Umgangs mit dem alten Menschen, dass diese ehrliche Beziehung tunlichst vermieden wird... Schonungsvoll gibt es heute nur noch «Die Generation der Rentner», das «Dritte» oder gar «Vierte Alter», die «Senioren». Ähnlich, wie man im Laufe der sich ablösenden Konjunkturüberhitzungen von den ursprünglichen Fremdarbeitern zu den Gastarbeitern kam. In diesem Fall schmeichelt das allerdings nicht nur den Angesprochenen, es adelt auch die mit ihnen Befassten. Wir sind ihnen dankbar dafür. Es stützt ein bisschen unser flackerndes Selbstwertgefühl und tut uns alleweil gut. Verwirrt es aber nicht auch ein wenig die Relationen? Schon in der Mittelschule haben wir gelernt, dass spätestens nach dem 25. Lebensjahr der menschliche Körper wieder abzubauen beginne. In jenem Alter waren für uns schon Fünfzigjährige Alte.

Und AHV-Rentner, hätte es sie damals schon gegeben, veritable Greise. Diese Verlagerung des gerontologischen Parameters setzt sich unmerklich fort, und wenn heute ein relativ rüstiger Achtziger seinen 73jährigen Freund, einen der wenigen aus glorreichen Zeiten, die ihm noch geblieben sind, zwischen den Zeilen wissen lässt, er hätte vor einigen Monaten wieder einen runden Geburtstag hinter sich gebracht, dann ist er nun ein Greis, sein noch umtriebiger Freund in der Regel aber «noch lange nicht». Dabei kann es durchaus gewinnbringend sein, sich wieder einmal die Massstäbe der Jugend zu eigen zu machen. Es könnte viel dazu beitragen, den sogenannten Generationenkonflikt um einiges zu entspannen. Lachend geht vieles leichter.

Selbstverständlich wäre ich auch in den Augen Chulis ein Greis, wenn er in seinem Alter bereits so weit differenzieren würde. Er ist jetzt elfeinhalb, der Grösste seiner Klasse und blitzgescheit. Ich kenne ihn schon, seit er unterwegs war und mich das sogenannte Schicksal dazu aufbot, anstelle seines Erzeugers, der sich aus dem Staub gemacht hatte,



Bewegung hält jung und fit, vor allem Tanzen, weil es noch Spass macht. Wenn bei den Anlässen in den Begegnungszentren – hier am Obertor in Winterthur – auch jüngere Menschen aufkreuzen würden, wären der Spass und der Gewinn für alle Beteiligten noch grösser.

meine Hand über ihn und seine Mutter zu halten, die damals niemanden hatte, der ihr anstelle ihres Chefs hätte beistehen können. Schon bald nachdem ich ihn zusammen mit meiner Sekretärin aus der Maternité zu ihr nach Hause gebracht hatte, wurde er zum Sonnenschein meiner (schon damals!) alten Tage. Ihn Chuli zu rufen ist mein exklusives Privileg, denn natürlich ist das nicht sein Taufname. Er ist lediglich Teil eines spontanen Singings, mit dem ich ihn anstelle seines damals hypernervösen Mamis fast täglich in den Schlaf zu wiegen pflegte, wenn ich nach Arbeitsschluss bei beiden vorbeischaute, um die notwendige zweite Bezugsperson zu vertreten, die da ja, hoffentlich, auch einmal hinzutreten würde.

Wenn es mein Ehrgeiz gewesen wäre – aber es war es trotz meines zum Gegenteil verpflichtenden Berufes nie –, möglichst lange jung zu bleiben, dann hätten meine beiden «Pfleglinge» Wesentliches dazu beigetragen. Vor allem natürlich Chuli. Was ist es doch für ein atemberaubendes Abenteuer, ein Menschlein behutsam dabei zu begleiten, wie es sich selber und zugleich Stück um Stück die Welt um sich entdeckt.

In diesem Augenblick bin ich fast versucht, über das allererste statt über das dritte und vierte Alter zu schreiben. Denn je länger dieses Abenteuer dauert, desto fraglicher wird, wer in diesen bald zwölf Jahren mehr vom andern zu lernen hatte – Chuli von mir oder ich von ihm. Was mir vor Jahren bei der Lektüre von Piaget, dem berühmten Schweizer Kinderpsychologen (1896–1985), zwar durchaus unter die Gehirnrinde gedrungen war, das wurde erst bei Chuli (und andern mir zugänglichen Kindern) zur echten, lebensvollen Erkenntnis: Kinder sind schon von Anfang an vollwertige Persönlichkeiten, auch wenn sie sich nur behelfsmässig artikulieren können.

So hat mir Chuli einmal schon im vermeintlich ahnungslosen Alter von kaum drei Jahren am Telefon «die Leviten gelesen» – in einer Weise, die mir, so rührend sie auch war, tagelang zu schaffen machte. Ich hatte sein Mami mit einem energischen und vielleicht zu unverblühten Brief zum Weinen gebracht, und als sie ihm darauf erklärt hatte, sie weine meinetwegen, hatte er das erste Telefongespräch zwischen ihr und mir benutzt, um mir regelrecht «wüst» zu sagen, empört und mit einer Beredsamkeit, wie ich sie noch nie an ihm erlebt hatte.

Daraus habe ich Entscheidendes gelernt. Nicht zuletzt das, dass der berühmte, aber für mich nur vermeintliche Generationenkonflikt, der uns «Greise» immer mehr vereinsamt, wohl nicht zuletzt darauf zurückzuführen ist, dass wir die Persönlichkeitsrechte unserer Kinder, der eigenen und fremden, vor allem wenn sie klein sind, nicht zu respektieren vermögen.

Leider komme ich, so ich mich nicht im Abstrakten verfangen will, auch im folgenden nicht darum herum, auf eigene Beispiele zurückzugreifen. Einem von ihnen begegne ich schon seit Jahren mit leisem Lächeln: meiner eigenen generationsbedingten Isolation.

«Ich beobachte Sie schon seit Jahren», verriet mir kürzlich der mir vertraute Betriebsbeamte meiner Gemeinde. «Jeden Morgen um die sieben herum sitzen Sie mit der Zuverlässigkeit eines Chronometers in Ihrer gewohnten Ecke im Bahnhofcafé, lesen Ihre Zeitungen und registrieren das Kommen und Gehen der übrigen wie ein Verhaltensforscher die bunten Vögel und andern Tiere eines Zoos.»

Dass ich für ihn – und die andern – «der Alte» bin, verschwieg mein Beobachter höflicherweise. Aber es muss wohl so sein, denn nur damit (und vielleicht mit meiner Miene!) lässt sich wohl erklären, dass ich dabei meinen Tisch stets schön für mich allein habe, obwohl er gut weiteren fünf Gästen Platz böte und zu den Zeiten der Zugsankünfte und -abfahrten regelmässig nicht wenige Pendler sich lange umsehen müssen, um irgendwo anders noch einen passablen Platz zu finden. An Tischchen fast ausnahmslos, an denen auch schon jemand sitzt.

Denn zu den oder gar einem Alten setzt man sich hierzulande erst, wenn man muss. Auch die durchgefuchsten unter den Wirten haben das – um einmal einen Jugendausdruck einzuflechten – längst geschnallt. Vor allem in den citydominierten Gebieten, in denen jeder Sitzplatz zu seinem Umsatzsoll verpflichtet ist. Sie oder ihr Personal steuern den alleinstehenden Greis, der noch vor wenigen Jahren als wohl eskortierter Gast an den komfortabelsten Tisch komplimentiert wurde, nunmehr gekonnt an das Randtischchen links hinten, wo ihm jede Möglichkeit fehlt, auch über einem Glas besseren Burgunders mit Angehörigen der aktiven Generation ins Gespräch zu kommen.

Das ist wohl etwas zu aggressiv geraten, denn – und daher das leise Lächeln nach so vielen Jahren –: Wie hatten wir's selber, als wir noch

jung waren? Nein: «Besser» waren wir, jedenfalls ich, auch nicht. Sass ein älterer Herr oder eine ältere Dame, Greise mussten sie noch keineswegs sein, bereits an einem guten Tisch, dann schauten wir mit unseren zwanzig (oder auch dreissig) Jahren souverän über sie hinweg und angelten uns einen, an dem noch niemand, höchstens aber jemand ungefähr unseres Alters sass.

Ein Naturgesetz also, unverlierbares Erbgut aller jungen Generationen der Menschheit? Möglich, aber so wahrscheinlich auch wieder nicht. Jedenfalls mir fehlte aber schon damals der natürliche Umgang mit bemoohten Zeitgenossen. Denn Grosseletern gab es keine in meiner Familie und auch nicht in den andern des von uns bewohnten Mehrfamilienhauses. Und wenn wir gelegentlich, an wichtigeren Festtagen, doch einmal einen Grosseonkel oder eine Nonna zu Gesicht bekamen, dann konnte auch das liebevollste Tätscheln unserer Kinderwangen nur wenig daran ändern, dass wir diese «Überständler» eher als bedrohlich denn als lieb empfanden. Denn in ihrer Anwesenheit – und darauf wurden wir jeweils schon in den Vortagen trainiert – hatten wir besonders brav und manierlich zu sein... Wir konnten kaum warten, bis sie wieder gingen.

Das erzog zur Distanz. Zwar sind die Erziehungsmethoden seither um einiges flexibler geworden – die Umstände aber, die dieser Fremdheit der Generationen zugrunde liegen, haben sich eher verschärft. Wo in unseren teuren Mietwohnungen gibt es – trotz der minimalisierten Kinderzahl – noch Platz, die eigenen Eltern unterzubringen? Nicht jede Überbauung hat eben einen Mäzen hinter sich wie das wegweisende Winterthurer Modell, das eine Lebensgemeinschaft von Alt und Jung nicht nur propagiert, sondern in einer seiner Siedlungen auch realisiert.

Den besonders aufmunternden Kontakt zu Jungen (Jüngeren) nicht zu verlieren erwies sich dennoch als viel leichter, als solcherart Vereinsamende gemeinhin denken. In einem seiner spektakulärsten Fälle erinnert sich der berühmte amerikanische Neurologe Oliver Sacks spontan des Satzes aus Goethes Faust «Am Anfang war die Tat» und hat in ihm plötzlich den Schlüssel zu einem der erstaunlichsten seiner Heilerfolge*. Mit anderen Worten: Warum die Schallmauer nicht selber durchbrechen?

In vielen Fällen kann das zu ungeahnten Bereicherungen führen. Hätte mir noch vor zehn Jahren jemand unterstellt, ich würde über ein Jahr lang regelmässig von jeweils mehreren Jugendlichen beiden Geschlechts behändigt, dann hätte ich das ins Reich der Träume verwiesen. Es gab und gibt sie aber, diese viel Jüngeren, und zwar nur deshalb, weil ich mich von ihnen, einer Klasse von Seminaristen und noch immer im Bahnhofcafé, zu einer Einrede über den Tischrand hinweg provozieren liess, mit der ich den Erziehungsdirektor des Kantons ganz einfach gegen einige der damals gängigen Unterschiebungen in Schutz nehmen wollte. Verblüffung zuerst ob der Einmischung. Dann Neugierde. Dann der Anfang eines kämpferischen Dialogs, der sich

schliesslich in 14täglichen Begegnungen fortsetzte, obwohl das Thema «Erziehungsdirektor» längst abgehakt war.

Ich habe diese Zusammenkünfte enorm genossen und nicht nur der erfrischenden Jugend meiner Gäste wegen. Offenbar gefiel der «Alte» auch ihnen nicht schlecht. Obwohl sie jetzt alle irgendwo in einem anspruchsvollen Lehramt sind, erhalte ich von einigen immer noch liebe Weihnachts- und Neujahrswünsche.

Solche – und natürlich auch andere – Beziehungen zu neuen und vor allem jungen Menschen verzögern auch, so sie auch innerlich engagiert sind, das Altwerden im negativen Sinn. Denn für viele Senioren besonders männlichen Geschlechts beginnt der Rückzug ins ominöse Schneckenhaus mit der eines Tages plötzlich zur Gewissheit werdenden Einsicht, für nichts oder von niemandem mehr gebraucht zu werden. Das gilt nicht nur für den Modellfall des langjährigen Festangestellten, der nie dazu kam, sich ein Hobby aufzubauen, und sich schon wenige Monate nach seiner Pensionierung einer Leere gegenüber sieht – viele Freischaffende und gerade sie, die sich ja ihr Hobby zum Beruf machen konnten, neben welchem für ein zweites in der Regel kein Spielraum mehr war, sind davon betroffen. Sie spüren es zwar erst mit einer gnädigen Phasenverschiebung. Aber eines Tages wird ihnen klar: Sie sind weg vom Fenster. Wer will schon einen Anwalt mit schlohweissen Härchen, wer einen Architekten, der nicht drei Tritte auf einmal nimmt! Dem einen wie dem andern könnte ja mitten im Amt das Werkzeug aus der Hand fallen.

Wir wissen, dass Goethe 72 war, als er «Wilhelm Meisters Wanderjahre» schrieb, und mindestens 80, als er «Faust II» beendete. Winston Churchill war ebenfalls 72, als er seine berühmte Zürcher Rede hielt, mit der er Europa den Weg zum Frieden wies. Eine derartige Liste könnte fast beliebig erweitert werden. Darwin brachte sein Werk über die Abstammung des Menschen mit über 62 Jahren (damals so viel wie heute 80) zum Abschluss, und die Welt wäre um wiederum Hunderte von Jahren zurück, wenn diese Greise nicht die Möglichkeit gehabt hätten, mit solcher Ausstrahlung tätig zu sein. Man müsste also einen Weg finden, die heute meist brachliegende Potenz der ergrauten Weisen richtig zu «verkaufen»... eine Art Clearing-Stelle oder Börse vielleicht, die wohl auch sieben müsste, im übrigen aber die vielen vorhandenen Kapazitäten an Wissen, Überblick und Erfahrung den ihnen entsprechenden Aufgaben zuführen könnte. Aber vielleicht ist das auch schon der Traum eines Greises.

Natürlich – und leider – kann Altwerden auch ganz anders als schön sein. Davon hören und lesen wir fast täglich, und das ist auch gut so. Darüber aber die schönen Seiten des Lebensabends, die weit mehr beinhalten als günstige Car- und Bahnreisen in die letzten Winkel der Schweiz, zu übersehen, wäre ebenso ungerecht wie schade. ■

WALTER GREMINGER

* Eine 60jährige Blinde, die von Geburt an ihren Körper nicht einmal wahrnehmen, geschweige denn gebrauchen konnte, stets gefüttert und auf die Toilette gebracht worden war, lernte, sich absichtlich selbst überlassen, schliesslich ein fast normales Leben zu führen (Oliver Sacks, «Der Mann, der seine Frau mit einem Hut verwechselte», Rowohlt 1987).